

Schriftenreihe der Forschungsgruppe "Metropolenforschung"
des Forschungsschwerpunkts Technik - Arbeit - Umwelt
am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

FS II 01-504

Die Großstädte und das Geistesleben
von Georg Simmel
Zur Geschichte einer Antipathie

Dietmar Jazbinsek

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB)
Reichpietschufer 50, D-10785 Berlin
Tel. (030)-25 491-0 Fax (030)-25 491-254 od. -684

Die Großstädte und das Geistesleben von Georg Simmel

Zur Geschichte einer Antipathie

Zusammenfassung

Nur wenige Texte haben unser Verständnis vom Wesen der Urbanität und den sozialen Folgen der Urbanisierung so nachhaltig beeinflusst wie der Essay über „Die Großstädte und das Geistesleben“, den Georg Simmel vor knapp 100 Jahren veröffentlicht hat. Thema des vorliegenden Beitrages ist der Einfluß der Großstädte auf Simmels eigenes Geistesleben. Im Mittelpunkt steht dabei das Verhältnis des Soziologen zu seiner Heimatstadt Berlin. Das methodische Grundprinzip, Simmels Stadtexte einer biographischen Lesart zu unterziehen, wird in vier Episoden durchgespielt. Darin geht es um die Arbeiterstadt Berlin, die Berliner Vergnügungskultur, um Berlin von Rom aus gesehen und Berlin im Ersten Weltkrieg. Was die einzelnen Episoden miteinander verbindet, ist der Eindruck, daß Simmel im Laufe seines Lebens eine immer ausgeprägtere Antipathie gegen immer mehr Begleitumstände der städtischen Lebensform entwickelte. Das Spektrum der Abneigungen reicht vom Ekel vor den Erscheinungsformen des Großstadtelends bis hin zum Haß auf die „Genußsucht“ der Wohlhabenden. Offen bleibt, warum Simmel heute noch als Urbanist (und Modernist) par excellence gilt, obwohl er ein Werk hinterlassen hat, in dem die anti-urbanistischen (und anti-modernistischen) Affekte kaum zu übersehen sind.

The Metropolis and the Mental Life of Georg Simmel

On the History of an Antipathy

Summary

Few texts have shaped more lastingly our understanding of the essence of urbanity and the social consequences of urbanization than Georg Simmel's essay on "The Metropolis and Mental Life", published first a hundred years ago. The subject of this contribution is the impact of the Metropolis on Simmel's own mental life. The main focus is on the sociologist's relationship with his home city Berlin. The methodological principle of reading Simmel's city texts biographically is played out in four episodes: Berlin the workers city, Berlin amusement culture, Berlin as seen from Rome, and Berlin in World War I. The episodes are connected in that throughout his life Simmel seems to have developed a growing antipathy towards the circumstances of urban life forms. The range of resentments goes from disgust with the sordid manifestations of urban plight to hate towards the self-indulgence of the rich. What remains open is why Simmel to this day is seen as urbanist (and modernist) par excellence, although he has left an oeuvre in which anti-urban (and anti-modern) affects can hardly go unrecognized.

Quelle der umseitigen Abbildung: Almanach der lustigen Blätter, Jg. 1908

Berlin, Friedrichstraße, März 1858

Wenn man sich die Veröffentlichungen zur jüngeren Geschichte der europäischen Städte als Textlandschaft denkt, dann ragt der Beitrag des deutschen Soziologen und Kulturphilosophen Georg Simmel turmhoch aus der Stadtsilhouette heraus. Kaum eine Abhandlung über das Wesen der Urbanität und die sozialen Folgen der Urbanisierung, die auf eines der klassischen Simmel-Zitate über die „Steigerung des Nervenlebens“ in der Großstadt oder die „spezifisch großstädtischen Extravaganzen des Apartseins“ verzichtet. Fragen wir uns nach den Gründen für diese nachhaltige Wirkung, so können wir *eine* mögliche Erklärung mit Sicherheit ausschließen: An der Validität des empirischen Verfahrens kann es nicht liegen, denn Simmel hat sich bekanntermaßen nie mit Sozialforschung beschäftigt, wenn man von seiner ersten wissenschaftlichen Publikation überhaupt, dem Fragebogen über das Jodeln aus dem Jahr 1879, einmal absieht. Seine Stadttex te sind aber ebenso wenig mit den historischen Studien vergleichbar, wie sie damals von anderen prominenten Vertretern der deutschen Soziologie, allen voran Werner Sombart und Max Weber, vorgelegt worden sind (und in denen die moderne Stadt ausgespart bleibt). Wenn es Simmel gelungen ist, das Lebensgefühl in den Metropolen der Moderne so genau zu erfassen, wie ihm dies seine Leser immer wieder attestiert haben, dann kann das nur mit seinen eigenen Erfahrungen als Stadtbewohner zusammenhängen, die er dann in theoretische Überlegungen hat einfließen lassen. Im vorliegenden Beitrag soll es deshalb darum gehen, was das für Erfahrungen gewesen sind oder gewesen sein könnten, die er in der großen Stadt, und das heißt vor allem: in Berlin, gemacht hat. Dieser Ansatz ist nicht sonderlich originell. Noch zu Lebzeiten seines philosophischen Lehrmeisters hat der Simmel-Schüler Theodor Lessing einen ersten Versuch unternommen, dessen Denkweise mit der Lebensweise in seiner Heimatstadt in Zusammenhang zu bringen. Lessings Essay setzt am Tag von Simmels Geburt, am 1. März 1858, ein:

Über seinem Geburtshause (an der Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße) flammte nicht, wie über Bethlehems Krippe der Frieden verheißende Weihestern. Nein! Schreiende Lichtreklamen prahlten von einer Schmutzwelt großstädtischer Lustorgien. Bahnen rasselten! Omnibusse keuchten vorüber. Und die Geschäftswagen stauten sich in den vier einander kreuzenden Straßenzügen, deren glatte Trottoire allabendlich das giftig grüne Gaslicht aus hundert Laternen zurückwarfen. Und statt der Englein holdem Halleluja aus blauen Lüften hörte man Tag und Nacht einer furchtbaren Menschenmasse wahnsinniges Getöse. Pflastertreter, Hochstapler, Demimonde, aller Abschaum Europas strömte just an diesem Hause entlang, der Hölle gleich, von der die heilige Theresa die Definition gibt: ‘Dies ist der Ort, wo es stinkt und man nicht liebt.’ Der kleine Georg aber schlief in der geräuschvollsten Wiege, die wohl je einen Philosophen gewiegt hatte (Lessing 1914: 303f.).

Worauf die Geschichte hinauslaufen soll, ist klar: Simmel war dazu prädestiniert, zum Theoretiker des Urbanen zu werden, weil er das Flair der Großstadt von klein auf in sich eingesogen hat. Das Wiegenlied, das Lessing hier mit dem Stakkato des Expressionisten anstimmt, hat jedoch einen Schönheitsfehler: Im Jahr 1858 ging es an der Straßenecke, an der das Geburtshaus des kleinen Georg stand, noch relativ geruhsam zu. Eine Omnibuslinie bekam die Friedrichstraße erst zehn Jahre später, sie wurde damals noch mit größeren Pferdefuhrwerken betrieben. Ab wann man von einer Flaniermeile sprechen kann, läßt sich recht genau datieren, und zwar ab dem 22. März 1873, als zur Feier des Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. an der Ecke Friedrichstraße/Behrenstraße die erste Ladenpassage Berlins eröffnet wurde.¹ Mit der ersten Lichtreklame weit und breit warb 1884 das elegante Café Bauer um Kundschaft, nachdem die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität“ eine Blockstation im Keller des Nachbarhauses errichtet hatte.

Die Liste der Beispiele für den fundamentalen Wandel des Straßenbildes im Bereich Friedrichstraße/Leipzigerstraße in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließe sich noch verlängern (vgl. Hoppe 1999), doch die Pointe dürfte sich schon jetzt abzeichnen: Lessing hat nicht die Stadtatmosphäre im Geburtsjahr Simmels beschrieben, sondern das Berlin der Jahre 1912/13, in denen er den Text verfaßt hat, schlicht um mehr als ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit zurückprojiziert. Bedeutsam ist dieser Anachronismus deshalb, weil er damit eine Besonderheit Berlins im europäischen Kontext ausblendet: den Boom der Gründerjahre nach 1870. Zwar haben auch andere Metropolen Europas in diesem Zeitraum einen enormen Wachstumsschub erlebt. Allerdings – und das ist das Entscheidende – von einer qualitativ anderen Basis aus. Die Zentralen der großen Kolonialmächte wie London und Paris waren schon Weltstädte, als Berlin noch eine preußische Residenzstadt war. Und das heißt auch: Die Wirkungsstätte des Soziologen Simmel hatte nur noch wenig gemeinsam mit der Stadt seiner Kindheit. Meine Gegenthese zu Lessing lautet deshalb, daß Simmel zum Theoretiker des Urbanen berufen war, weil er sich gerade *nicht* von klein auf an den „Tumult der Großstadt“ gewöhnt hatte (GSG 6: 675), sondern immer wieder mit Neuem, Gewöhnungsbedürftigem konfrontiert wurde, mit der Fremdheit einer Stadt, in der heute nichts mehr so ist, wie es gestern noch war. Simmel selber hat diesem Umstand einen entscheidenden Einfluß auf seinen intellektuellen Werdegang eingeräumt: „Die Entwicklung Berlins von der Großstadt

¹ Zur größten Attraktion dieser „Kaiser-Galerie“ avancierte das Panoptikum der Brüder Louis und Gustav Castan, in dem neben berühmten Persönlichkeiten wie Napoleon Bonaparte auch berühmte Gestalten wie Jack the Ripper als Wachsfiguren zu bestaunen waren (sehr zum Ärger von Georg Simmel, wie wir noch sehen werden).

zur Weltstadt in den Jahren um und nach der Jahrhundertwende fällt zusammen mit meiner eigenen stärksten und weitesten Entwicklung“ (zit. nach Hans Simmel 1976: 265).²

Um eine Vorstellung davon zu bekommen, was Simmel mit dieser Äußerung konkret gemeint haben könnte, werden seine Beiträge zur Stadtsoziologie im folgenden einer biographischen Lesart unterzogen.³ Die Darstellung gliedert sich in vier Episoden, die das Verhältnis des Soziologen zu seiner Heimatstadt jeweils unter einem spezifischen Blickwinkel rekapitulieren: die Arbeiterstadt Berlin, die Berliner Vergnügungskultur, Berlin von Rom aus gesehen, Berlin im Krieg. Bevor ich aber Simmels Stadttex te anhand seiner Biographie zu verstehen versuche (und umgekehrt), möchte ich noch einmal darauf zurückkommen, was er selber über den Einfluß der Großstädte auf das Geistesleben geschrieben hat.

Das urbanistische Manifest

Wenn eingangs von der Sonderstellung der Soziologie Simmels im Kontext der akademischen Stadtliteratur die Rede war, so bleibt die Besonderheit nachzutragen, daß sich dieser Ausnahmestatus nicht auf das Lebenswerk oder wenigstens ein mehrbändiges Standardwerk stützt, sondern auf ein im Original nicht mehr als 21 Seiten umfassendes überarbeitetes Vortragsmanuskript. Simmel war 1903 von der Stiftung des Pharma-Großhändlers Franz Ludwig Gehe zu einem Vortrag über „Die Großstädte und das Geistesleben“ nach Dresden eingeladen worden. Die Druckfassung des Vortrages bezeichnete der Chicagoer Soziologe Louis Wirth im Jahr 1925 als „most important single article on the city from the sociological standpoint“ (Wirth 1925: 219). Dies könnte man auch heute noch behaupten, zumal der Essay fast 100 Jahre nach seinem Erscheinen nicht nur für Stadtsoziologen, sondern auch für Stadthistoriker zu einem Schlüsseltext geworden ist.

Aus diesem Grund verzichte ich an dieser Stelle auf lange Paraphrasen und beschränke mich statt dessen auf den Versuch, Simmels Argumentation in Form einer Tabelle zusammenzufassen. Um dem Urbanismus als Lebensform Kontur zu verleihen, zieht der Soziologe immer

² Was für Simmel gilt, trifft selbstverständlich auch auf die anderen Klassiker der frühen deutschen Soziologie zu, die sich intensiv mit dem Thema Urbanisierung befaßt haben. Neben Weber (geb. 1864) und Sombart (geb. 1863) kann man auch Ferdinand Tönnies (geb. 1855) zu den Vertretern dieser Soziologengeneration rechnen, für die die „Berliner Moderne“ zu einem Schlüsselerlebnis geworden ist, auch wenn sich manche nur aus der Ferne mit ihr auseinandergesetzt haben. Ob man daraus die Schlußfolgerung ziehen darf, die Idee der modernen Stadt sei eine „invention typiquement allemande“ (Jonas 1995: 53), vermag ich nicht zu beurteilen.

³ Für ihre Korrekturvorschläge danke ich David Antal, Marcus Funck, Bernward Joerges, Jörg Potthast, Heinz Reif, Gert Schmidt, Erhard Stölting und Ralf Thies. Mein besonderer Dank gilt Ani Difranco.

wieder Vergleiche mit anderen Formen der Vergesellschaftung, die man provisorisch unter den Sammelbegriff „traditionelle Lebensweise“ subsumieren kann (GSG 7: 116f.).

*Schaubild 1. Simmels Vortrag „Die Großstädte und das Geistesleben“.
In Form einer Tabelle.*

	Urbane Lebensform	Traditionelle Lebensform
<i>Leitmetapher</i>	lange Ketten	kleine Kreise
<i>Wirtschaftsform</i>	Dominanz von Warenproduktion und Geldwirtschaft, hoher Grad der Arbeitsteilung	Dominanz von Subsistenzproduktion und Naturalwirtschaft, geringer Grad der Arbeitsteilung
<i>Ökonomisches Kernproblem</i>	„Kampf um den Menschen“ (neue Bedürfnisse wecken)	„Kampf mit der Natur“ (elementare Bedürfnisse befriedigen)
<i>Verhältnis des Konsumenten zum Produkt</i>	Tauschwertorientierung, „Blasiertheit“ den Dingen gegenüber, Verbrauch von Endprodukten	Gebrauchswertorientierung, Sensibilität für Unterschiede, Kundenarbeit
<i>Verhältnis des Konsumenten zum Produzenten</i>	Abhängigkeit von vielen Unbekannten, positiv: Berechenbarkeit negativ: Unbarmherzigkeit	Abhängigkeit von wenigen Bekannten, positiv: Ermessensspielräume negativ: Willkür
<i>Umgangsformen allgemein</i>	„Kürze und Seltenheit der Begegnungen“, „Reserviertheit“, „leise Aversion“	Dauer und Häufigkeit der Begegnungen, Anteilnahme, Gemeinschaftsgefühl
<i>Gewinn für den Einzelnen</i>	individuelle Freiheit	kollektive Unterstützung
<i>Gefahr für den Einzelnen</i>	soziale Isolation	soziale Kontrolle
<i>Nivellierung der Menschen durch</i>	Anpassung an formale Abläufe, z.B. Zwang zur Pünktlichkeit	Anpassung an Gruppennormen
<i>Differenzierung der Menschen durch</i>	Stilisierung der Individualität in der Öffentlichkeit	„Kenntnis der Individualität“ in der Gruppe
<i>Lebensrhythmus</i>	Tempo, Kontraste, permanenter Wandel	Gemütlichkeit, Gleichmäßigkeit, Beständigkeit
<i>Persönlichkeitsmuster</i>	Intellektualität, Toleranz, Flexibilität des Rollenspiels	Emotionalität, Spießertum, Stabilität des Charakters
<i>Lebenshorizont</i>	das Nahe ist fern, das Ferne ist nah, „Kosmopolitismus“ (Weite)	das Nahe ist nah, das Ferne ist fern, Provinzialismus (Enge)

Das in sich geschlossene Erscheinungsbild der Tabelle soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie die Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit des Originaltextes nur unvollkommen wiedergibt und auch andere Aspekte beinhalten könnte. Simmels Großstadt-Essay sperrt sich aus drei Gründen gegen eine gradlinige Zusammenfassung:

a) Der Mangel an Systematik: Die Inkonsistenzen in der Gegenüberstellung von „urbaner“ und „traditioneller“ Lebensform ergeben sich aus einem ständigen Changieren des Vergleichsmaßstabs; mal vergleicht Simmel die Stadt mit dem Land, mal die Großstadt mit der Kleinstadt, und dazwischen immer wieder die Metropolen der Moderne mit den Städten früherer Epochen.

b) Die Abkehr vom herkömmlichen Kausalitätsdenken: Die Ungenauigkeiten in Simmels Argumentation haben nicht unbedingt etwas mit intellektueller Nachlässigkeit zu tun. Simmel war vielmehr, wie sein Kollege Heinrich Rickert betont hat, „mit Bewußtheit Antisystematiker“ (Rickert 1920: 26). Dies läßt sich besonders gut an seinen Antworten auf die Frage nach den bestimmenden Faktoren des sozialen Wandels veranschaulichen. Was an der einen Stelle als Konsequenz der Verstädterung dargestellt wird, zum Beispiel die größere Freiheit des Individuums, wird an einer anderen Stelle aus der Entwicklung der Geldwirtschaft abgeleitet. Simmel hebt diesen Widerspruch nur vordergründig dadurch auf, daß er es zum Spezifikum der Metropolen erklärt, „Sitze der Geldwirtschaft“ zu sein. Denn letztlich geht es ihm gerade darum, unilineare Kausalitäten nach dem Muster „Stadtluft macht frei“ in einem Netz von Wechselwirkungen aufzulösen und zum Ausdruck zu bringen, daß die Stadt ebenso „Ursache wie Wirkung“ ist.

c) Die Vorliebe für Paradoxien: Der Großstadt-Essay enthält mit der *Coincidentia oppositorum*, der Einheit der Gegensätze, eine Denkfigur, die für Simmels Texte charakteristisch ist. Die Urbanisierung wird nicht wie ein Nullsummenspiel von Gewinnen und Verlusten bilanziert, sondern als ein Prozeß mit auf den ersten Blick paradox anmutenden Folgen: der *gleichzeitigen* Steigerung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit des einzelnen Menschen, der *gleichzeitigen* Zunahme von Anonymität und Intimität der zwischenmenschlichen Beziehungen durch ihre schärfere Differenzierung.⁴

Doch bei aller Mehrdeutigkeit, die Simmel in seiner Urbanismus-Theorie mitschwingen läßt, in einem Punkt gibt er sich entschieden: Der letzte Satz des Essays enthält die Mahnung, gegenüber dem Gebilde der großen Stadt sei es nicht unsere Aufgabe, „anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen“. In den folgenden Abschnitten wird es darum gehen, inwieweit er sich selber an diese Vorgabe gehalten hat.

⁴ Der zuletzt genannte Aspekt, die Aufwertung der Intimsphäre in der Großstadt, ist einer der wenigen Grundgedanken aus der „Philosophie des Geldes“ (vgl. GSG 6: 652), die Simmel *nicht* in seinem Dresdener Vortrag angedeutet hat. Ansonsten kann man „Die Großstädte und das Geistesleben“ als Zusammenfassung des zweiten, „synthetischen“ Teils seines opus magnum lesen (Rammstedt 1993: 34).

Die No Go Areas der Jahrhundertwende

Im Zuge der Entwicklung Berlins zur Handels-, Banken- und Börsenmetropole mußten alte Wohnviertel in der Innenstadt neuen Geschäftsbauten weichen, zugleich kam es nach der Reichsgründung zu einem Zuzug von Arbeitskräften insbesondere aus den deutschen Ostgebieten, die in den neuen Industriekomplexen der Außenbezirke Beschäftigung fanden. Um das immer drängender werdende Wohnungsproblem zu lösen, mußte eine Form der Unterbringung erhalten, die Friedrich der Große in der Stadt eingeführt hatte und die zu einem Markenzeichen der Berliner Moderne werden sollte: die „Mietskaserne“. Im Jahr 1908 veröffentlicht der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Albert Südekum einen Bericht, in dem er die Ergebnisse seiner „Forschungsreisen“ in den proletarischen Norden der Hauptstadt zusammenfaßt. Zu Beginn schildert er die Inspektion eines Massenquartiers im Karree Müllerstraße/Reinickendorferstraße. Südekum begleitet einen befreundeten Arzt bei dem Besuch eines Ehepaares, das sich mit seinen drei Kindern einen einzigen Küchenraum teilen muß. Es ist ein heißer, schwüler Augustnachmittag und der Gestank in der Mietskaserne ist erbärmlich: „Der Windelgeruch ist für alle Proletarierwohnungen typisch. Und wie die kleinen Kinder am meisten zur Luftverschlechterung beitragen, so leiden sie auch wiederum am meisten darunter. Was den Vater in die Kneipe treibt, treibt das Kind in die Grube“ (Südekum 1908: 34). Die Hölle ist der Ort, an dem es stinkt und man nicht liebt.

An der Art, wie der Sozialdemokrat sein empirisches Material arrangiert, macht sich der Einfluß des Soziologen Ferdinand Tönnies bemerkbar, mit dem Südekum eine lebenslange Freundschaft pflegte. Die Repräsentativität der von ihm dokumentierten Einzelfälle belegt er unter anderem mit der Statistik eines Schularztes, derzufolge damals fast die Hälfte der Berliner Schulkinder mit mehr als drei Personen in einem Zimmer schlafen mußte (ebd.: 46). Dies waren nicht unbedingt ihre Angehörigen, sondern in vielen Fällen auch sogenannte „Schlafleute“, mit denen sich die Arbeiterfamilien ihre Behausungen teilen mußten, weil sie allein nicht die Miete aufbringen konnten. Es ist kein besonderes Feingefühl erforderlich, um sich vorstellen zu können, daß die meisten Attribute, die Simmel als kennzeichnend für das Leben in der Großstadt angesehen hat – die größere Unabhängigkeit des Einzelnen, die „Ausbildung persönlicher Sonderart“, die Übersättigung mit Warenangeboten, die das Leben „unendlich leicht gemacht“ haben (GSG 7: 130) – allenfalls auf die Quartiere der wohlhabenden Bevölkerung Berlins, nicht aber auf die Zwangsgemeinschaften in den Mietskasernen zutreffen.

Für Südekum gehört die These von der größeren „Selbstverantwortlichkeit des Individuums“ in der Moderne zu den „abgegriffenen manchesterlichen Redensarten“ (Südekum 1908: 7). Als Kommunalpolitiker hat er sie vor allem von denjenigen Abgeordneten in der Berliner Stadtverordnetenversammlung zu hören bekommen, die in der Bekämpfung der Armut eine Frage der Polizeistrategie sehen. Seinen eigenen Bericht über die Zustände in den Vorstädten bezeichnet Südekum in Anspielung auf Nietzsche als eine „unzeitgemäße Betrachtung“, womit er zum Ausdruck bringen will, daß die Hochkonjunktur des Themas „Großstädtisches Wohnungselend“ in der öffentlichen Diskussion schon einige Jahre zurück liegt (ebd.: 8). Voller Sarkasmus kommentiert er die Reaktion der Intellektuellen auf die Situation in den Arbeitervierteln und ihren Einfluß auf die Themenkarriere des sozialen Problems:

Eine Zeitlang lassen sie sich auch die ‘Wohnungsfrage’ gefallen – lieber allerdings noch die im Eastend von London oder im Neuyorker Bowery als die im Berliner Scheunenviertel oder in Recklinghausen; aber es muß dann wieder ein Ende haben! Das ist nun mal so. Was uns am nächsten liegt, kennen solche Menschen nicht nur am wenigsten, nein, sie *wollen* es gar nicht kennen lernen (ebd.: 6).

Das Nahe ist fern, das Ferne ist nah – was Simmel über den Lebenshorizont der Stadtbewohner geschrieben hat, transponiert Südekum auf die Ebene der Sozialpolitik und macht dadurch die Kälte des sozialen Klimas spürbar, das damals in Berlin vorherrschte.⁵

Den Vorwurf der Kurzlebigkeit des Interesses an den Mißständen in der eigenen Stadt kann man auch dem Soziologen Simmel nicht ersparen. Simmel hatte um 1890 herum eine Zeit lang mit der SPD sympathisiert und sich unter Pseudonym in parteinahen Zeitungen zu Wort gemeldet. Dieses Engagement hat er dann in späteren Jahren zu seinen “Jugendsünden“ gezählt (Köhnke 1996: 23f.). Im Unterschied zu anderen Protagonisten des Berliner Geisteslebens, die nach einer Phase der Solidarisierung mit dem Proletariat kommentarlos zur nächsten Weltanschauungsmode übergegangen sind, hat Simmel jedoch eine Erklärung für die Ignoranz der Intellektuellen nachgereicht:

Die für die soziale Entwicklung der Gegenwart oft so lebhaft befürwortete persönliche Berührung zwischen Gebildeten und Arbeitern, jene auch von den Gebildeten als ethisches Ideal anerkannte Annäherung der beiden Welten, ‘von denen die eine nicht weiß, wie die andre lebt’ – scheidet einfach an der Unüberwindlichkeit der Geruchseindrücke (GSG 8: 290).

Opfer an persönlichem Komfort, der Verzicht auf „Hummern, Lawn-Tennis und Chaiselongues“, seien den Bessergestellten eher zuzumuten als „die körperliche Berührung mit dem

⁵ Nicht nur vom Thema, sondern gelegentlich auch vom Tonfall her erinnert Südekums Spott über die „Liebhaber gedruckter Himbeerlimonade“ an Tom Wolfes Reportagen über den „radical chic“ der New Yorker High Society Ende der 1960er Jahre (Wolfe 1970).

Volke, an dem 'der ehrwürdige Schweiß der Arbeit' haftet. Die soziale Frage ist nicht nur eine ethische, sondern auch eine Nasenfrage“ (ebd.; GSG 5: 205).

Seine Kommentare zur „Soziologie der Sinne“ macht Simmel nicht aus der Perspektive – oder besser noch: der Windrichtung – des nach Schweiß Riechenden, sondern aus der des vom Schweißgeruch Angeekelten. Was er über die Affektiertheit der Gebildeten schreibt, die sich der Wirklichkeit allenfalls mit „zurückgezogenen Fingerspitzen“ nähern, läßt sich daher als autobiographische Auskunft lesen (GSG 5: 197ff.). Dieser Vorschlag ist keineswegs denunziatorisch gemeint. Immerhin geben seine Überlegungen zum Zusammenhang von „Berührungsangst“ und Realitätsverlust eine authentische Antwort auf die methodologische Grundsatzfrage, welche Affekte die Objekte der Beobachtung beim Beobachter auslösen und welchen Einfluß dies auf den Erkenntnisprozeß hat (Devereux 1984). Doch gerade wenn man die Bekundung des Ekels nicht moralisch, sondern erkenntnistheoretisch interpretiert, tut sich ein Widerspruch auf. Obwohl Simmel die prinzipielle Selektivität der Wahrnehmung betont, die sich aus deren „Lust- und Unlustbetonung“ ergibt, macht er mit verblüffender Unbekümmertheit seine eigene Hypersensitivität zum Maßstab von Modernität: „Der moderne Mensch wird von Unzähligem chokiert, Unzähliges erscheint ihm sinnlich unaushaltbar, was undifferenziertere, robustere Empfindungsweisen ohne irgend eine Reaktion dieser Art hinnehmen“ (GSG 8: 290). Modern ist aus Simmels Sicht die Verfeinerung des Geschmacks und eine damit verbundene Abwehr des als unästhetisch Empfundene, die zum Aseptischen tendiert. Die Bewohner der Mietskasernen werden so unter der Hand aus der modernen Menschheit ausgeschlossen. Das Leben in Gestank, Lärm und Dreck erscheint als etwas Vormoderne oder „Unzeitgemäßes“, wie Südekum treffend bemerkt.

Moderne Vergnügungskultur

Das Elend, das sich nur ein paar Straßenzüge weiter und doch wie auf einem anderen Planeten abspielte, hatte der junge Simmel aus den Dramen und Romanen des deutschen Naturalismus kennengelernt. Nachdem er 1892 Zeuge einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ vor den „geistigen Kreisen Berlins“ geworden ist, stellt er den Nutzen des Stücks für die „soziale Schulung“ dieser Kreise heraus. Um so größer ist seine Empörung über den kurz darauf erfolgten Zensurbeschuß:

Die Polizei hat die Aufführung nur einem geschlossenen Verein gestattet, die öffentliche verboten. Dagegen erlaubt sie dem Berliner Residenztheater Jahr für Jahr die gemeinsten französischen Possen aufzuführen, die durch den Kitzel der Sexualgefühle und die vorgeführte Centralisierung aller Lebensinteressen auf die entsprechenden Vergnü-

gungen ihre erzieherische Wirkung auf unser Volk ausüben dürfen; im Panoptikum darf eine Wachsbilderserie blutiger Thaten dem Publikum unter dem Titel ‚Für Nervenstarke‘ dargeboten werden und damit die Verrohung der sich dazu drängenden Jugend, die Züchtung der Grausamkeitswollust und der Raubthierinstinkte im Menschen systematisch betrieben werden (Simmel 1990: 166).

Um die Zensur des Arbeiterdramas ad absurdum zu führen, reproduziert Simmel hier die Klischees der Kulturkritik seiner Zeit. Man kann diese Kulturkritik als eine Antwort auf die Frage lesen, was die Individuen mit der größeren Freiheit anfangen, die sie der Lockerung der sozialen Kontrolle in der Anonymität der Großstadt verdanken. Die konservativen Eliten des Kaiserreiches, wie die Agrarier und die Klerikalen, waren davon überzeugt, daß die Stadtbewohner ihre Freiräume zu kriminellen bzw. sexuellen Eskapaden nutzten (vgl. Stremmel 1992: 100f.). Allerdings wurde den Delinquenten zugute gehalten, daß sie nicht aus eigenem Antrieb vom Pfad der Tugend abgekommen waren, sondern dazu verführt worden sind: von einer neu entstandenen Vergnügungskultur, zu der die raffinierte Dekoration in den Warenhäusern ebenso gehörte wie die Zurschaustellung weiblicher Reize auf den Varieté-Bühnen. Das Residenztheater und das Panoptikum der Gebrüder Castan zählten zu den festen Größen dieser frühen Berliner Kulturindustrie, die dann in den „Goldenen Zwanziger Jahren“ ein Remake erlebte.

Der Zensurskandal aus dem Jahr 1892 ist nicht die einzige Gelegenheit geblieben, bei der Simmel die Wirkung der neuen Unterhaltungsangebote auf ihr Publikum nach dem Reiz-Reaktions-Schema modelliert hat. Ein regelrechter Haßausbruch gegen den „hohlen Prunk modernster Vergnügungen“ ist seine 1893 unter dem Pseudonym Paul Liesegang publizierte Polemik „Infelices possidentes“. Die Tempel der leichten Muse wie das Apollotheater in Berlin oder das Ronachertheater in Wien stellt Simmel als Infektionsherde dar, von denen aus sich die Amüsierwut seuchenartig in der Bevölkerung ausbreitet: „Denn das ist das Furchtbare und Tragische an solcher Herrschaft des Seichten und Gemeinen, daß sie nicht nur die schlechten und niedrigen Naturen ergreift, die sich ihr so wie so beugen, sondern auch die besseren und vornehmeren“ (Simmel 1893: 83f.). Die Ursachen hierfür sieht Simmel in der Intensivierung und Monotonie der Arbeit. Der Zwang zur Konzentration im Berufsleben werde in der Freizeit durch zwanghafte Zerstreuung kompensiert. Dies gelte auch und gerade für die Wohlhabenden, die sich zwar alles Mögliche leisten, aber kaum noch etwas wirklich genießen könnten. Der Arbeiter, für den der Eintritt in die Friedrichstadt-Paläste unerschwinglich ist, soll sich deshalb mit der Einsicht trösten, daß die Jeunesse Dorée des Fin de Siècle mit äußerer Wohlhabenheit nur ihre innere Leere zu kaschieren sucht.

Das Seuchenartige der „Genußsucht“ meint Simmel auch daran zu erkennen, daß sie in sozialen Kontexten zum Ausbruch kommen kann, die auf den ersten Blick gar nichts mit Unterhaltung zu tun haben. So beschränkte sich die Berliner Gewerbe-Ausstellung aus dem Jahr 1896 keineswegs darauf, Fachmesse und Leistungsschau der deutschen Industrie zu sein. Vielmehr entstand auf dem Areal des Treptower Parkes am Ufer der Spree ein preußisches Disneyland, mit einem nostalgischen Kulissenstädtchen namens „Alt-Berlin“, mit Riesenfernrohr und Alpenpanorama, einer 36 Meter hohen Nachbildung der Cheopspyramide samt eingebautem Fahrstuhl sowie einem künstlichen Bassin für die Inszenierung von Seegefechten, die allesamt von der deutschen Flotte, dem Prestigeobjekt Kaiser Wilhelm II., gewonnen wurden (vgl. Thiel 1986). Wenn Simmel dem „Monumentalstil“ in der zeitgenössischen Architektur den „Ausstellungsstil“ gegenüberstellt und es als Beweis „ästhetischer Produktivität“ ansieht, wie die Gebäude auf dem Ausstellungsgelände ihre eigene Vergänglichkeit in Szene setzen, so läßt er sich einen Moment lang auf die Eigenlogik dieser frühen Form der Popkultur ein. Doch der Tenor seines soziologischen Feuilletons ist ein anderer. Das Arrangement aller nur denkbaren Einzelprodukte zu einem gigantischen Ensemble führt beim Ausstellungsbesucher Simmel zu einer „Paralyse des Wahrnehmungsvermögens“ (Simmel 1998: 71). Die Ausstellungsmacher haben die Reizqualität des Urbanen – „die Fülle und Buntheit vorüberhastender Eindrücke“ – ins Mediale übertragen. Dem Zuschauer Simmel geht es wie jemandem, der zum ersten Mal durch die Programme des Privatfernsehens zappt. Und es gefällt ihm nicht, was er dort zu sehen bekommt: „Jeder feine empfindliche Sinn aber wird sich durch die Massenwirkung des hier Gebotenen vergewaltigt und derangiert fühlen.“ Zugleich räumt er ein, daß der Effekt der Massenhaftigkeit von weniger Empfindsamen durchaus als „Amusement“ erlebt werden kann. Auf Design und Dekor sei soviel Sorgfalt verwendet worden, weil es im „Kampf um den Abnehmer“ immer mehr auf die „Schaufenster-Qualität der Dinge“ und nicht mehr so sehr auf deren „innere Eigenschaften“ ankomme (ebd.: 74). Die Ökonomie erweist sich für Simmel hier als ein bloßer Überbau auf der Basis der Kognitionspsychologie, frei nach dem Motto: *There's no business without show business.*

Nur wer schon satt ist, kann allein durch aufpolierten Glamour zum weiteren Konsum animiert werden, weshalb man Simmel unterstellen kann, daß in erster Linie die Wohlhabenden gemeint sind, wenn er die „Sklaven der Produkte“ geißelt, die „durch tausend Gewöhnungen, tausend Zerstreungen, tausend Bedürfnisse äußerlicher Art“ den Kontakt zum eigenen Ich verloren haben (GSG 6: 674). Auch mit dieser Dekadenzkritik greift der Soziologe ein um die Jahrhundertwende gängiges Klischee auf. Zu den meistgehaßten Sozialcharakteren, die in der Ära nach 1870 die Bühne des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland betreten haben,

gehörte der sogenannte „Emporkömmling“. Das moderne Berlin galt einem viel zitierten Ausspruch von Walther Rathenau zufolge nicht nur als „Parvenü unter den Hauptstädten“, sondern auch als „Hauptstadt der Parvenüs.“ Firmengründer, Ingenieure und leitende Angestellte zählten ebenso zu den Gewinnern der Modernisierung wie Naturwissenschaftler oder Medienintellektuelle. Es gab damals tatsächlich viele Neureiche in Berlin und Simmel konnte recht genau beschreiben, wie es ist, wenn man plötzlich zu Geld kommt, weil er selber nach dem Tod seines Onkels Julius Friedländer eine bedeutende Summe geerbt hatte:

So lange wir nicht in der Lage sind, die Dinge zu kaufen, wirken sie noch mit ihren ganzen, ihren Besonderheiten entsprechenden Reizen auf uns; sobald wir sie, vermöge unseres Geldbesitzes, ganz selbstverständlich auf jede Anregung hin erwerben, verblassen jene Reize nicht nur aufgrund des Besitzes und Genusses selbst, sondern auch wegen des indifferenten, ihren spezifischen Wert verlöschenden Weges zu ihrem Erwerb.“ (GSG 6: 335f.).

Simmels Kritik an dieser als „Blasiertheit“ bezeichneten Abstumpfung des Unterschiedsempfindens richtet sich wohlgerichtet nur gegen diejenigen unter den Begüterten, deren Konsum kein ernst zu nehmendes Bedürfnis mehr befriedigt, wie etwa das der Persönlichkeitsbildung, sondern zum Selbstzweck, zum bloßen Konsumismus verkommen ist.⁶ Daß er diese sehr spezielle Form der Blasiertheit zu einem universellen Merkmal des urbanen Lebens deklariert, macht deutlich, wie sehr Simmels Bild der Großstadt von dem Berliner Stadtteil Westend geprägt wurde, in dem er den größten Teil seines Lebens verbracht hat. Denn wenn Berlin damals die Hauptstadt der Parvenüs in Europa war, dann war der Westen das Zentrum im Zentrum der sozialen Aufsteiger. Welchen Lebensstil die „reich gewordenen Arbeitsmenschen“ dort um 1900 pflegten, hat der Publizist Edmund Edel in prägnanten Sätzen festgehalten:

Sie essen bereits Anfang September die ersten Austern in Ostende, sie rauchen die diesjährige Ernte der Havanna und tragen die Pariser Moden zur gleichen Zeit ihres Erscheinens in der Stadt des Lichts und des Geschmacks. Sie kapitalisieren die Kunst und nehmen die ersten Früchte vom Baume der Erkenntnis; und ihre Erkenntnis ist ihre Morgenzeitung“ (Edel 1908: 65).

Edels feuilletonistische Studie über „Neu-Berlin“ ist eine Übung in Selbstironie, denn er hat selber als einer der seinerzeit erfolgreichsten Reklamezeichner Deutschlands einiges zur Kapitalisierung der Kunst beigetragen.

Für Simmel verkörperte der nouveau riche des Berliner Westens die Oberflächlichkeit in Person. Nimmt man den „Sinnenkitzel“ frivoler Lichtreklamen und die olfaktorische Belastung durch Menschenmassen hinzu, auf die Theodor Lessing hingewiesen hat, dann liegt die Ver-

⁶ Simmels Typus der Blasierten hat also nichts mit dem zu tun, was man umgangssprachlich mit dieser Bezeichnung assoziieren würde, wie etwa einen „arroganten Schnösel“ oder jemanden, der sich um die „Coolness“ seiner Ausstrahlung bemüht.

mutung nahe, daß sich Simmel in seinem Stadtteil nicht sonderlich wohl gefühlt haben kann. Und dann ist es auch nicht mehr überraschend, daß er es als Richard Wagners „Meisterstück“ ansah, die Aufführung seiner Opern in die Kleinstadt Bayreuth verlegt zu haben, weil nur abseits des modernen Lebens der Ernst der ersten Kunst wirklich gewürdigt werden könne (Simmel 1893: 83). Auch Simmel selber hat sich außerhalb der großen Stadt ein Refugium gesucht.

Vom ewigen Eis in die ewige Stadt

Der Berliner Simmel hatte ein ganz besonderes Verhältnis zu den Alpen. Immer wieder suchte er mit seiner Familie die Abgeschiedenheit der Schweizer Bergwelt auf, um sich in Ruhe dem Schreiben widmen zu können. Aus manchen seiner Texte meint man heute noch ihren alpinen Entstehungsort herauslesen zu können, weil darin zum Beispiel von den „höchsten Aufgipfelungen“ der Geistesgeschichte die Rede ist, die der Autor zu erklimmen sich anschickt. Und doch bedeuteten die Berge für Simmel mehr, als nur Kulisse und Sinnbild des eigenen Denkens zu sein. Sie haben ihm zu einer intensiven Kontrasterfahrung verholfen, zu einem „Gefühl des Erlöstseins“ von der Flachheit des Alltags (GSG 14: 296). Es ist vor allem die „absolut ‘unhistorische’ Landschaft“ der hohen Schneeregionen, die ihn in einen Zustand der Entrückung versetzt. In der „Philosophie des Geldes“ hat er diese Intensität der Naturerfahrung als eine Begleiterscheinung der Moderne, als eine spezifische Wahrnehmungsweise des Stadtmenschen beschrieben. Denn gerade ihre Naturverbundenheit mache es den Landbewohnern unmöglich, so Simmel, eine Landschaft unter rein ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten (GSG 6: 666).

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beginnt sich die Idylle im Schweizer Hochgebirge einzutrüben. Aufgrund neuer Eisenbahnverbindungen und Straßenwege dringen immer mehr Stadtmenschen in die entlegenen Gegenden bei Mürren oder Adelboden vor. Der Alpentourismus wird zum „Großbetrieb“, konstatiert Simmel, und verärgert fügt er hinzu: Schon „das bloße räumliche Zusammensein mit der bunten und gerade darum in ihrem Gesamteffect so farblosen Masse suggeriert uns eine Durchschnittsstimmung, die, wie alle socialen Durchschnitte, die feiner und höher disponierten herabzieht, ohne den niedrig Veranlagten um ebensoviel zu erhöhen“ (GSG 5: 91). Der Philosoph ist vor der Stadt geflohen, aber die Stadt verfolgt ihn. Was er als regelrechten Skandal empfindet, sind die waghalsigen Kletterpartien des Alpenclubs, ist „die Unsittlichkeit des Lebensrisicos um eines blossen Genusses“ willen (ebd.: 94), zumal die Abenteurer aus der Großstadt nicht nur ihr eigenes Leben gefährden,

sondern auch das der einheimischen Bergführer. Letztlich ist es dieselbe Vergnügungssucht, die er zu Hause den gedankenlos Konsumierenden vorgehalten hatte und nun den Alpinisten vorwirft, und tatsächlich meint er ja mit den „niedrig Veranlagten“ nicht etwa die Arbeiter, die sich um 1900 noch gar keine Alpenreisen leisten konnten, sondern die Emporkömmlinge auf Urlaub.

Simmels Kritik der Urlaubskultur deutet auf einen Familienzweist hin, denn es war sein älterer Bruder Eugen, der 1880 ein Buch mit dem Titel „Spaziergänge in den Alpen“ veröffentlicht und darin die Expeditionen des Berliner Alpenclubs als Abenteuer geschichten nacherzählt hatte. Im letzten Kapitel des Buches finden sich Fotografien der „eisigen Gräber“, in denen die Leichen der allzu Waghalsigen unter den Pionieren unserer heutigen Erlebnisgesellschaft geborgen worden waren. Trotz oder gerade wegen der Unglücksfälle bemüht sich Eugen Simmel darum, den Anschein des Sensationellen zu dementieren und das Bergsteigen als ein einzigartiges Bildungserlebnis darzustellen. Mit Kants „Kritik der Urteilskraft“ im Rucksack klettert er den Piz Bernina hinauf und doziert über die Seelenstärke des Furchtlosen im Angesicht der Naturgewalten. Doch gerade diese Bildungsbeflissenheit findet vor den Augen seines Bruders keine Gnade. Die Naturerfahrung sei viel zu kurzlebig, stellt der Kant-Experte in der Familie kategorisch fest, um zu einer bleibenden Bereicherung des Geisteslebens beitragen zu können: „Dem Aufschwung, den die Bilder der Hochalpen geben, folgt sehr schnell die Rückkehr zu der Stimmung der Ebene“ (GSG 5: 92). Das Oberflächliche der Alpenreisen werde sofort deutlich, wenn man sie mit einem wahrhaftigen Bildungserlebnis vergleiche, „mit italienischen Reisen“.

Im Jahr 1898 besucht Simmel zum ersten Mal seit seiner Jugend Rom. Die Themen, die ihn fünf Jahre später in dem Vortrag über die „Großstädte und das Geistesleben“ beschäftigen werden, kommen in seinem Reisebericht nicht vor. Es handelt sich, wie im Untertitel betont wird, um eine „ästhetische Analyse“ und keine soziologische. Die Ästhetik der italienischen Hauptstadt besteht für ihren Analytiker darin, wie sich die disparaten Einzelheiten der Stadtstruktur zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen. In einer Fußnote weist er darauf hin, daß er diesen Eindruck der Ganzheitlichkeit einem sorgsam eingegrenzten Blickwinkel verdankt: „Ich darf die Theile von Rom, die von ununterbrochener Modernität und ebenso ununterbrochener Abscheulichkeit sind, ganz außer Betracht lassen; denn sie liegen zum Glück so, daß sie den Fremden bei einiger Vorsicht verhältnismäßig wenig tangieren“ (GSG 5: 303). Rom war – und ist? – der Inbegriff der alten Stadt, während Berlin damals – wie heute? – als riesiges Neubaugebiet wahrgenommen wurde (vgl. Thies/Jazbinsek 1999). Eine der einfluß-

reichsten Darstellungen Berlins als traditionsloser Retortenstadt ist in dem Buch „Rembrandt als Erzieher“ von Julius Langbehn enthalten. Simmel hatte in seiner 1890 erschienenen Rezension des Bestsellers noch moniert, ihrem Autor fehle die übergeordnete Perspektive. Nur solange der Blick auf dieses oder jenes Einzelphänomen der Moderne fixiert sei, „möchte man Telephone und Bergbahnen, Fabrikschornsteine und endlos einförmige Straßenzüge der Großstadt für die poesiefeindlichsten Dinge der Welt halten“ (GSG 1: 237). Acht Jahre später hat er Langbehns Sichtweise übernommen und vermag in Telefonen, Fabrikschloten oder Asphaltstraßen keine Erscheinungsformen der „Wirklichkeitspoesie“ mehr zu erkennen.

Simmels Rom-Text handelt davon, was er zu Hause vermißt, was ihn dort „erdrückt“ (GSG 5: 308). Beim Anblick der römischen Ruinen verschmilzt für ihren Betrachter aus Berlin die Gegenwart mit der Vergangenheit. Das Panorama der ewigen Stadt löst in ihm ein ähnliches Gefühl aus wie der Anblick des ewigen Eises: „losgebunden von allem Jetzt und Hier“ zu sein (ebd.: 306). Doch noch während Simmel mit zeittypischem Pathos die eigene Ergriffenheit deklamiert, schiebt sich ein störendes Element in sein Blickfeld: ein Tourist. Zwar ist auch Simmel ein Tourist, aber eben nicht der „typische Vergnügungsreisende“. Fühlt er sich schon anderswo von dieser Gattung Mensch unangenehm berührt, so empfindet er sie „in Rom stilwidriger und unerträglicher als sonst“ (ebd.). Das Typische am typischen Vergnügungsreisenden ist es, daß er bloß auf einzelne Sehenswürdigkeiten achtet: „Das untermenschliche und niedrig-menschliche Bewußtsein haftet an der Isoliertheit seiner Vorstellungen, das Kennzeichen des höheren und der Beweis seiner Freiheit und Herrschaft ist es, daß es Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen stiftet“ (ebd.: 309).

Der Ärger über das „niedrig-menschliche Bewußtsein“ blieb Simmel auch in Florenz nicht erspart, wo er des öfteren die Semesterferien verbrachte. Die Skulpturen Michelangelos im Florentiner Grabmal der Familie Medici gehörten damals zum Pflichtprogramm der Toskana-Fraktion im deutschen Bildungsbürgertum.⁷ Der Michelangelo-Verehrer Simmel konnte sich deshalb dort nicht in Ruhe dem Kunstgenuß widmen: „Simmel klagt über Publikum in den Museen,“ notiert der Historiker Kurt Breysig am 31. Oktober 1903 nach einem geselligen Abend in sein Tagebuch, „7½ Minuten Zeitdauer in der Medizäerkapelle – meint: haben doch einen dumpfen Drang zur Schönheit.“⁸ Vielleicht ist das der tiefste aller Gründe für die Ressentiments des Soziologen gegenüber der deutschen Metropole: Wohin Simmel auch flieht, überall trifft er auf seine ungeliebten Nachbarn aus Berlin.

Exkurs: Der Simmel-Schüler Julius Bab und die Reihe „Großstadt-Dokumente“

Nachdem er an der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin nie über die Position eines Extraordinarius hinaus gekommen war, folgt Simmel im April 1914 einem Ruf an die Universität Straßburg. Als die Nachricht von seinem bevorstehenden Weggang publik wird, erscheint in der Zeitschrift „Die Gegenwart“ ein Kommentar, in dem unter der Überschrift „Berlin ohne Simmel“ beklagt wird, daß die Stadt mit ihm eine ihrer „lebendigsten Kräfte verliert – einen wahrhaft Außerordentlichen, den ein ganzes Dutzend der ordentlichen Professoren nicht aufwiegt“. Im Hause Simmel hat man diesen Kommentar mit großer Genugtuung gelesen, auch wenn er die Zweifel bestärkte, ob es die richtige Entscheidung war, Berlin zu verlassen und in die Provinz zu gehen (Hans Simmel 1976: 266). Der Autor des Artikels, der 1880 geborene Theaterkritiker Julius Bab, hatte während seines Studiums mehrere Vorlesungen des Soziologen besucht und auch in der Folgezeit ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem akademischen Lehrer gepflegt.⁹

Die Veröffentlichung, die Bab schlagartig bekannt machte, ist sein 1904 erschienenes Porträt der „Berliner Bohème“. Wenn Simmel ein Jahr zuvor in seinem berühmten Vortrag die Großstädte als Orte charakterisiert hatte, in denen die „tendenziösesten Wunderlichkeiten“ der Selbstdarstellung gedeihen, dann kann man bei Bab nachlesen, wie weit die Kultivierung exzentrischen Gebarens damals in Berlin vorangeschritten war. Mit dem „wohl am auffallendsten schäbig und verwildert“ aussehenden unter allen deutschen Bohémiens, dem Anarchisten Erich Mühsam, war Bab persönlich befreundet (Bab 1904: 79).¹⁰ Die Egozentrik von „Kulturzigeunern“ wie Mühsam bekommt Bab zufolge in der Metropole eine neue Dimension, weil sich die Einzelgänger hier zu einer Gemeinschaft zusammenschließen können. „Die Bohème ist ein Großstadtkind, erzeugt und geboren von diesen Zentren moderner Kultur, die alle Talente in sich aufzusammeln trachten“, und: „einzelne Bohémiens hat es immer gegeben, eine ‚Bohème‘ gibt es aber erst, seit es moderne Großstädte gibt“ (ebd.: 40). Nur in einer Millionenstadt erreicht die Zahl der Dissidenten eine Größenordnung, die unabdingbar ist für die Etablierung von speziellen Treffpunkten, Publikationen, Gruppenritualen und Kleidungsstilen.

⁷ Siehe hierzu die diversen Ausgaben von Griebens Reiseführer „Ober-Italien“ aus der Zeit der Jahrhundertwende.

⁸ Typoskript „Kurt Breysig“, Staatsbibliothek Berlin, NL 125 (Michael Landmann), Box 1.

⁹ Siehe hierzu u.a. das Empfehlungsschreiben von Simmel für Bab vom 9.7.1910 (Gassen/Landmann 1958: 107).

Dieser Gedankengang mag aus heutiger Sicht unmittelbar einleuchten, für die damalige Zeit war er außergewöhnlich und irritierend. Das um 1900 in Deutschland vorherrschende Bild der großen Stadt war eines der Unordnung. Unter Berufung auf Tönnies wurde der Prozeß der Urbanisierung vor allem mit der Auflösung traditioneller Gemeinschaften in Verbindung gebracht. Auch Simmel geht von einem Verlust gemeinschaftlicher Bindungen in der Großstadt aus, stellt ihm aber den Gewinn an individueller Freiheit gegenüber und kommt so zu einer zwiespältigen Bilanz. Sein Schüler Bab dagegen verbindet den Individualismus als Lebensstil mit der Entstehung neuer, moderner Formen der Gruppenbildung. Dementsprechend positiv fällt seine Gesamtbewertung der Stadtkultur aus, zumal er den Außenseiter-Gemeinschaften eine wichtige soziale Funktion zubilligt. In ihrem Angriff auf die „gesellschaftlichen Gewohnheits- und Bequemlichkeitslügen“ sieht er keinen Anlaß zur Zensur, sondern eine kreative Zerstörung, einen Motor der Modernisierung.

Julius Bab verstand seine Chronik der Berliner Bohème nur als eine erste Skizze, als eine „Vorstudie zu einer großen historisch kritischen Arbeit“, in der er auch am Beispiel krimineller und professioneller Gemeinschaften untersuchen wollte, welchen Einfluß die Großstadt auf die Identitätsfindung von Randgruppen ausübt (ebd.: 3). Bab hat damit eine Grundidee vorweggenommen, die 70 Jahre später von Claude S. Fischer in seiner „subcultural theory of urbanism“ ausgearbeitet worden ist (allerdings ohne auf Bab Bezug zu nehmen; siehe Fischer 1975). Fischers Kernthese besagt, daß Abweichungen von der Norm in einem Ballungszentrum eine „kritische Masse“ erreichen können, die der bloßen Quantität der Regelverstöße eine neue Qualität verleiht, die Qualität einer eigenständigen Subkultur. Es macht aus Fischers Sicht die Ambivalenz der Großstadt aus, daß sich dieser Effekt bei konstruktiven Formen von „Unkonventionalität“, wie beispielsweise künstlerischen Innovationen, ebenso bemerkbar macht wie bei ihren destruktiven, kriminellen Varianten.¹¹

Auch wenn Bab selber sein Forschungsprogramm nicht mehr weiterverfolgt hat, so wurde es doch zumindest ansatzweise von den späteren Beiträgen zu der Schriftenreihe eingelöst, in der er sein Buch über die Berliner Bohème veröffentlicht hat. In dieser Reihe mit dem Titel „Großstadt-Dokumente“ sind in den Jahren 1904 bis 1908 insgesamt 51 Monographien erschienen. Ihr Herausgeber, der Schriftsteller Hans Ostwald, hatte die Bohème-Studie als zwei-

¹⁰ Mühsam hat bei manchen Passagen des Buches als Ghostwriter, bei anderen Abschnitten als Lektor fungiert (siehe hierzu den Briefwechsel mit Bab in Mühsam 1984).

¹¹ Selbst wenn sich in sexueller und krimineller Hinsicht keinerlei statistisch signifikante Unterschiede zwischen der Land- und der Stadtbevölkerung ausmachen lassen, kann man demnach in der Großstadt mit einem Formwandel von Sexualität und Kriminalität rechnen, und genau dies war – vermute ich – der Grund für die um 1900 grassierende Angst vor sex & crime, die von der neu entstandenen Großstadt Berlin ausgelöst wurde.

ten Band ausgewählt, nachdem er selber in Band 1 Streifzüge durch die „dunklen Winkel“ Berlins unternommen hatte – allerdings ohne den Versuch einer theoretischen Positionsbestimmung. Man kann dies als Hinweis darauf deuten, daß er Babs Überlegungen zur Soziologie des gesellschaftlichen Außenseiters programmatischen Stellenwert für das gesamte Stadtforschungsprojekt beigemessen hat. Tatsächlich wird in der Reihe nicht nur die Subkultur der Bohémiens, sondern auch die der Glücksspieler, Esoteriker, Zuhälter, Sportler, Berufsverbrecher, Anarchisten und Homosexuellen untersucht.¹² Unter den insgesamt 40 Autoren, die an dem Unternehmen beteiligt waren, läßt sich eine Kerngruppe um Ostwald herum ausmachen, die durch ihre gemeinsame Zugehörigkeit zu Künstlerkreisen, Zeitungsredaktionen und sozialreformerischen Vereinigungen in engem Kontakt stand. Es ist dasselbe intellektuelle Milieu der Berliner Bohème, das von Julius Bab so anschaulich beschrieben worden ist, weshalb man seinen Beitrag zu der Reihe auch als ein Selbstporträt der Autorengemeinschaft lesen kann.

Während sich Simmel in seinen Stadttextrn auf den Wirklichkeitsausschnitt des eigenen Alltags beschränkt, setzt Ostwald auf die systematische Erkundung unbekannter Stadtareale. Von seinen Koautoren erwartete er, die Menschen und ihre Milieus aus nächster Nähe zu skizzieren, wobei unterschiedliche Methoden der Beobachtung und Beschreibung – vom biographischen Interview über die Stadtwanderung bis zum Abdruck persönlicher Dokumente – zur Anwendung kommen konnten.¹³ Die Mehrzahl der Verfahren würde man heute der qualitativen Sozialforschung zurechnen, doch um das Pathos der Authentizität und die Vorliebe für Randexistenzen zum Ausdruck zu bringen, die sich in den Großstadt-Dokumenten niedergeschlagen haben, scheint der Begriff des „soziologischen Naturalismus“ eher geeignet. Tatsächlich haben Emile Zola und die deutschen Naturalisten einen großen Einfluß auf die Berliner Autorengemeinschaft ausgeübt.

Wenn man sich das gesamte Methodenrepertoire und Themenspektrum der Reihe vor Augen führt, dann wird man zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum ein Unternehmen finden, das der Stadtforschung – im weitesten Sinne – zugerechnet werden könnte und ähnlich vielseitig angelegt war. Als Vergleichsprojekt in Betracht kommen am ehesten die Arbeiten der Chicagoer

¹² Für das meiste Aufsehen sorgten damals der Bericht über „Berlins Drittes Geschlecht“, in dem der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld einen Rundgang durch die Schwulenszene der Reichshauptstadt unternimmt, sowie ein Band mit den Fallgeschichten eines Frauenarztes zum Thema weibliche Homosexualität, der im Jahr 1906 vom Berliner Landgericht verboten und anschließend konfisziert wurde.

¹³ Zwei gute Beispiele für diese frühe Form urbaner Ethnographie sind Albert Südekums Studie über die Lebensbedingungen in den Mietskasernen (siehe den Abschnitt über die Arbeiterstadt Berlin) und Edmund Edels Feuilletons über das Lebensgefühl in „Neu-Berlin“ (siehe den Abschnitt über die Berliner Vergnügungskultur), die als 45. bzw. 50. Band der Großstadt-Dokumente erschienen sind.

Stadtsoziologie, die erst rund 10 Jahre später, allerdings auf eine methodisch sehr viel ausgefeiltere und theoretisch anspruchsvollere Weise unter der Regie von Robert E. Park aufgenommen wurden. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Indizien, die auf eine intensive Rezeption der Ostwald-Reihe durch die Gründergeneration der Chicago School hindeuten (siehe hierzu Jazbinsek et al. 2001). Was den Beitrag von Bab betrifft, so hat ihn Louis Wirth in seiner berühmten Bibliographie stadtsoziologischer Fachliteratur aus dem Jahr 1925 als „unique contribution to the mentality of city life“ (Wirth 1925: 188) hervorgehoben. Darüber hinaus werden in der Bibliographie fast alle anderen Einzelbände der Großstadt-Dokumente aufgeführt und kommentiert, wobei Wirth einige ihrer Leitmotive herausarbeitet und in die Terminologie der Chicagoer Stadtsoziologie übersetzt. Der amerikanische Soziologe hat damit eine Aufgabe in Angriff genommen, die von den Berliner Autoren selber vernachlässigt worden ist: die analytische Durchdringung des „Tatsachenmaterials“, das auf den über 5.000 Textseiten der Großstadt-Dokumente ausgebreitet wird. Was Robert E. Park in Chicago mit seinen Vorworten für die berühmte Serie der klassischen Studien seiner Doktoranden geleistet hat, damit war Ostwald, der gelernte Goldschmied und publizistische Autodidakt, in Berlin hoffnungslos überfordert. Ostwald hat statt dessen darauf vertraut, daß ihm seine Leser die Arbeit der Analyse und Synthese abnehmen werden. Bezeichnend hierfür ist seine Einleitung zu Band 33, in dem das Tagebuch eines Sträflings abgedruckt wird: „Ich enthalte mich mit Absicht jedes weiteren Kommentars – erwarte aber, daß Psychologen, Kriminalisten, Soziologen, Politiker, Menschenfreunde und Menschenfeinde den Wert dieses Dokuments zu schätzen wissen, daß sie sich den Kern aus der Schale herausschälen.“¹⁴

Rein theoretisch hätte Georg Simmel jener Soziologe sein können, der den gedanklichen Kern aus den Großstadt-Dokumenten herausschält, zumal über Julius Bab ein persönlicher Kontakt zu der Berliner Autorengemeinschaft bestanden hat.¹⁵ Realistisch gesehen kam das Ostwald-Projekt für Simmel jedoch um mindestens zehn Jahre zu spät. Als der Beitrag seines Schülers Bab herauskam, hatte Simmel „die Wechsel vom Sozialengagement zum ‘Formal’-Soziologischen, vom Naturalismus und der Sozialdemokratie zu Ästhetizismus und Georgekreis, von der Soziologie zur Metaphysik“ (Köhnke 1996: 144) schon lange hinter sich. In der Tat ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen Ostwalds Fasziniertsein von der

¹⁴ In einem Projekt der Arbeitsgruppe Metropolenforschung am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung bemühen wir uns derzeit darum, dort weiterzumachen, wo Louis Wirth vor 75 Jahren aufgehört hat: bei der Suche nach den Leitmotiven des frühen Berliner Stadtforschungsunternehmens. So bekannt einige wenige Bände wie „Berlins Drittes Geschlecht“ später auch geworden sind, die Reihe als Ganzes ist spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg in Vergessenheit geraten.

¹⁵ Einem Brief von Simmel aus dem Jahr 1913, der im Leo-Baeck-Institut in New York aufbewahrt wird, kann man entnehmen, daß Bab ihn über seine Publikationen auf dem laufenden gehalten hat.

„Vielfältigkeit des Großstadtlebens“ und Simmels Antipathie gegen den Berliner „Sinnenkitzel und Nervenrausch“. Dies läßt sich unter anderem an dem Stil des geselligen Beisammenseins illustrieren, den Simmel mit seinem Bekanntenkreis im Stadtteil Westend kultiviert hat. Zu den vornehmen Umgangsformen in Simmels Salon gehörte es, daß man die Stadt um sich herum aus der Konversation aussparte: „Von dem, was Berlin gerade beschäftigt, redet man nie, sondern von der besonderen Rhetorik der Franzosen in der Dauphiné gegen die der Nordfranzosen oder sonst Sachen, von denen kein anderer Mensch was weiß. Ich höre gerne zu“, berichtet Elly Heuss-Knapp, eine Ohrenzeugin der „Jours“ in Simmels Privatwohnung, im Jahr 1906.¹⁶ Auch hier also gilt: Das Nahe ist fern und das Ferne ist nah. Es gab noch andere exklusive Salons im Berlin der Jahrhundertwende, doch das waren aus Sicht des Soziologen trivialere Formen der Geselligkeit, wie er in einer Einladung an seinen prominentesten Gast, den Großkünstler Stefan George, betont: „Die Berliner Welt ruht sich in Dinern, Gesellschaften u. sonstigen Erkaufbarkeiten aus u. das bildet eine gute Peripherie für unser immer stilleres u. konzentrierteres Leben. Wie gern würden wir wieder Stunden desselben mit Ihnen teilen!“¹⁷ Vom Rest der Welt, von der großen Stadt, bleibt nicht mehr als ein fernes Hintergrundgeräusch, das der Elite des Geisteslebens zu einem noch intensiveren Gefühl der Weltabgewandtheit verhilft. Für einen Lyriker des Transzendenten mag dies das ihm angemessene Ambiente sein, aber für einen Beobachter der Moderne?

Babylon Berlin im Krieg

„1. August, Krieg! Die größte Erschütterung meines Lebens (...) der furor teutonicus ist losgelassen und rast auch in mir.“ So schildert Hans Simmel die Reaktion seines Vaters auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges in den Erinnerungen, die er mitten im Zweiten Weltkrieg im amerikanischen Exil niedergeschrieben hat (Hans Simmel 1976: 264). Solange es seine Kräfte zulassen, das heißt bis zu seiner Krebserkrankung an der Jahreswende 1917/1918, ist Simmel darum bemüht, einen ideellen Beitrag zur Selbstbehauptung des Deutschen Reiches in einer Welt von Feinden zu leisten. Spätabends arbeitet er in der Zensurstelle des Straßburger Telegraphenamtes; er beteiligt sich an der Auslandspropaganda und agitiert gegen den französischen „Revanchismus“ und den „Goldhunger Englands“; er bekennt sich auf Vortragsreisen im Inland demonstrativ zur Vaterlandsliebe und hält Vorlesungen im Rahmen der Kriegs-

¹⁶ Typoskript „Elly Heuss-Knapp“, Staatsbibliothek Berlin, NL 125 (Michael Landmann), Box 1. Eine weitere Grundregel dieser „Spielform der Vergesellschaftung“ lautete, daß „kein Mensch sich selbst mit seinen Eigenarten, Problemen und Nöten mitbringen durfte“ (so Margarete Susman in Gassen/Landmann 1958: 281).

¹⁷ Georg Simmel an Stefan George, Brief vom 9. Februar 1899. Stefan George-Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart.

hochschulkurse an der Westfront. Simmels Aktivismus unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der anderen deutschen Soziologen, die sich freiwillig und ohne langes Zögern zu den Stoßtrupps der ideologischen Kriegsführung melden.¹⁸ Doch mehr noch als bei den anderen Repräsentanten des Fachs, mehr noch als bei Sombart, Tönnies oder Weber, die allen Proklamationen der Werturteilsfreiheit zum Trotz nur selten vor Einmischungen in die Tagespolitik zurückschreckten, überrascht die Grobheit des Bellizisten bei einem Autor, der sich mit Vorliebe so zarten Dingen wie der Koketterie oder Sake-Schalen gewidmet hat. Gerade bei Simmel ist der Wandel vom Theoretiker des Individualismus zum Enthusiasten der Volksgemeinschaft als radikaler Bruch mit der eigenen Vergangenheit empfunden worden. Tatsächlich sind die patriotischen Töne in seinen Kriegsschriften neu, wenn man sie mit dem Tenor seiner Vorkriegstexte vergleicht. Vorher hatte er sich keine Gedanken darüber gemacht, was das „germanische Wesen“ gegenüber dem „romanischen“ auszeichnet, oder zwischen dem echten deutschen „Weltbürgertum“ und der „verblasenen Ausländerei“ des Globetrotters zu differenzieren versucht (GSG 16: 36). Derartige Phrasen legen es nahe, Simmels Kriegsbegeisterung mit einem zeitlich scharf eingrenzbaeren Sacrificium intellectus gleichzusetzen und sein Werk als im Kern unversehrt von den Ursachen und Folgen des deutschen Militarismus anzusehen.

Daß diese Schlußfolgerung einer gravierenden Fehlinterpretation gleichkommt, läßt sich schon an Simmels erster Kriegsrede erkennen, die er am 7. November 1914 im Saal der Aubette in Straßburg gehalten hat. Simmel bringt darin sein tief empfundenenes Gefühl der Erleichterung zum Ausdruck, daß die „Epoche seit 1870“, die Ära der Berliner Moderne, zu einem unwiderflichen Ende gekommen ist, und verbindet damit die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Deutschen in Gestalt eines „neuen Menschen“. So wie der Krieg von 1870/71 dem deutschen Volk zur Entfaltung seiner wirtschaftlichen Potentiale verholfen habe, so könne der neue große Krieg zur Mobilisierung seiner geistigen Reserven führen, indem er eines der Grundübel der Wilhelminischen Gesellschaft beseitige: den „Mammonismus“, den er als „die Anbetung des Geldes und des Geldwertes der Dinge“ definiert (Simmel 1914: 6). „Mammonismus“ ist also nichts anderes als ein neues, griffigeres Schlagwort für Simmels alte Überzeugung, daß sich das Geld von einem bloßen Zahlungsmittel zum Endzweck der menschlichen Existenz

¹⁸ Siehe hierzu Joas 1989 und Papcke 1985. Nur am Rande sei vermerkt, daß sich auch die meisten Autoren der Großstadt-Dokumente vom deutschen Hurra-Patriotismus anstecken ließen. Hans Ostwald arbeitete im Kriegspresseamt, Julius Bab schmiedete chauvinistische Verse, Magnus Hirschfeld attackierte die angelsächsische „Smokingkultur“, und wenn man sich an die Geschichtswissenschaft der DDR hält, hat Albert Südekum, der Ethnograph der Mietskasernen, nicht unwesentlich zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen, indem er die deutsche Sozialdemokratie gemeinsam mit einigen anderen „Arbeiterverrätern“ auf den Kurs des Burgfriedens mit den Militärs und der Bewilligung der Kriegskredite gebracht hat.

verselbständigt hat. Und auch die Feststellung, „daß namentlich in unsern großen Städten dieses Transzendentwerden des goldenen Kalbes (...) endemisch wurde“, dürfte den Lesern des Großstadt-Essays aus dem Jahr 1903 bekannt vorkommen. In dem Vortrag „Die Krisis der Kultur“ aus dem Januar 1916 wird derselbe Grundgedanke noch einmal systematischer und abstrakter ausgeführt: Das Leben – der Hauptakteur in Simmels Metaphysik – setzt sich nun endlich gegen seine Vergewaltigung durch die Mechanik der Moderne zur Wehr. In der Endnote zur Druckfassung des Vortrages stellt der Autor unmißverständlich klar: „Die kulturgeschichtlichen und kulturphilosophischen Grundlagen dieser Erwägungen sind in meinem Buch: Philosophie des Geldes – ausführlich dargestellt“ (GSG 16: 53).

Wie weit sich Simmel mit der Gleichsetzung von Krieg und Katharsis von der Vorstellungswelt seiner Landsleute entfernt, kann man daran erkennen, daß sich seine Hoffnungen nicht auf ihren möglichen Sieg, sondern auf ihre wahrscheinliche Verarmung gründen. Es ist bemerkenswert, daß Simmel schon vier Monate nach Kriegsausbruch davon überzeugt ist: „Deutschland wird, vergleichsweise, arm zurückbleiben.“ Den Zusatz – „selbst wenn ein glücklicher Ausgang des Krieges ihm Milliarden zurückgibt“ – konnte er 1917 aus der Neuauflage seines ersten Kriegstextes streichen, denn mit einem glücklichen Ausgang war nicht mehr zu rechnen. Wichtiger als Sieg oder Niederlage ist es für Simmel von Beginn an, aus der Not eine Tugend zu machen. Was den Deutschen durch die schwarze Pädagogik der Kriegswirtschaft beigebracht werden soll, ist „ein zarteres, weniger blasiertes, ich möchte sagen ehrfürchtigeres Verhältnis zu den Dingen des täglichen Verbrauchs“ (GSG 16: 48). Woraus man ersehen kann, daß sich Simmels Antipathie – wie in seinen Vorkriegstexten – wieder einmal vor allem gegen die „Genußsucht“ der Blasierten richtet. Leute, die sich die einfachsten Dinge des täglichen Verbrauchs kaum leisten konnten, gab es in Deutschland auch schon in Friedenszeiten. Nun aber sollen jene, die sich früher der Sünde des „Mammonismus“ schuldig gemacht haben, das opfern, was ihnen am heiligsten ist: ihr Geld.

Um dieses Opfer einzufordern, beginnt Simmel im Februar 1915 mit einer eigenwilligen „Nahrungskampagne“, die ihn mehr als zwei Jahre beschäftigen wird: Er hält den Wohlhabenden eine „Fastenpredigt“, die in Zeitungen und Zeitschriften Verbreitung findet. Darin geht er mit dem Irrglauben einer falsch verstandenen Sparsamkeit ins Gericht: „Das Schlagwort des Sparens verleitet heute die früheren Konsumenten von Seezungen, Artischocken, und Rinderfilet, statt dessen Schellfisch, Weißkohl und Haxen zu essen“ (Simmel 1915). Die Beispiele sind austauschbar: „Leute, die an Hummersalat, junge Karotten und Rebhühner gewöhnt waren, aßen auf einmal grüne Heringe, alte Mohrrüben, und Lungenhaschee“ (GSG 13: 120).

Doch die Botschaft bleibt dieselbe: Wer es sich leisten kann, soll auch im Krieg das Teuerste vom Teuren essen, damit die billigen Nahrungsmittel den anderen Bevölkerungsgruppen zur Verfügung stehen.

Simmel greift damit eines der zentralen Probleme der deutschen Kriegswirtschaft auf: die Engpässe bei der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, vor allem in den großen Städten, vor allem in Berlin. Enthusiastisch begrüßt er die aus der Not geborene Entscheidung zur Rationierung der Grundnahrungsmittel. Ab dem 22. Februar 1915 erfolgt in Berlin die Zuteilung von Mehl und Getreide anhand von „Brotkarten“, ein für den sogenannten Kriegssozialismus typisches Vertriebssystem, das schon bald auf andere Güter des täglichen Bedarfs und auf andere Regionen des deutschen Reiches ausgeweitet werden sollte. Simmel frohlockt: „die Brotkarte symbolisiert eine Nutzlosigkeit des Reichtums auch des Reichsten. (...) endlich soll wieder mit Fleisch und Butter, mit Brot und Wolle um ihrer selbst willen gespart werden, eine Wendung, die, so einfach sie klingt, ein durch Jahrhunderte gezüchtetes Wertgefühl der Kulturwelt total umdreht“ (GSG 16: 47). Es ist das Wertgefühl der Naturalwirtschaft, das nun endlich wieder zur Geltung kommen soll. Was dem Fastenprediger Simmel vorschwebt, läuft auf eine Wiederbelebung der traditionellen Lebensform im urbanen Maßstab bzw. auf nationaler Stufenleiter hinaus (vgl. Schaubild 1).

Vom Alltag im Hinterland des Stellungskrieges nahm Simmels Vision keine Notiz. Über die Brotkarte sollten pro Tag und Person 225 g Mehl zugeteilt werden, was – gestreckt mit einem Kartoffelzusatz – einer Wochenration von knapp 2 Kilo Brot entsprach.¹⁹ Aber selbst diese Minimalversorgung ließ sich in den Ballungszentren nicht problemlos aufrecht erhalten. Vor den Ausgabestellen bildeten sich kilometerlange Warteschlangen, von den Berlinern sarkastisch „Polonaisen“ getauft. Mitten im Krieg begann sich die Topographie Berlins zu verländlichen, die Ökonomie der Stadt ähnelte tatsächlich einer bizarren Form der Naturalwirtschaft. In Parks und auf Freiflächen wurden Kartoffeln angebaut, die Balkone dienten der Tomatenzucht, in den Hinterhöfen wurden Hühner und Kaninchen gehalten. An der Universität experimentierte man fieberhaft mit neuen, künstlichen Lebensmitteln: Mehl aus fein gemahlener Baumrinde, Puddingpulver aus Leim, Pfeffer aus Asche. Die Lücken in der Versorgung boten dem Schwarzmarkt und der Schattenwirtschaft Raum zur Entfaltung. Die Höchstpreise für illegal beschaffte Waren konnte nur die zahlungskräftige Kundschaft bezahlen, mit dem Profiteur des „Schleich- und Kettenhandels“ entstand eine Kriegsversion des Parvenüs. „Corrup-

¹⁹ Vgl. hierzu und zum folgenden Glatzer 1983: 83f., 202f.; Bonzon/Davis 1999.

tion existed everywhere, but only in Berlin did it emerge into a way of life, highlighting the extreme inequality of access to food in the German capital“ (Bonzon/Davis 1999: 341).

Im Laufe der Zeit beginnt auch Georg Simmel im fernen Straßburg die katastrophalen Zustände in seiner Heimatstadt zur Kenntnis zu nehmen. In einer Fußnote der Mitte 1917 erschienenen Textsammlung „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ räumt er ein: „Die inzwischen verlaufenen Kriegsjahre haben mit Kriegswucher und Überforderungen, Hamsterei und Methoden der Kriegssteuerhinterziehung gezeigt, daß von einer allgemeinen Überwindung des Mammonismus nicht die Rede sein kann“ (GSG 16: 18). Doch die Vorstellung, daß der Krieg eine „metaphysische Leistung“ vollbringt, will er auch jetzt noch nicht aufgeben: „Der Krieg hat dem Leben eine ungeheure Intensitätssteigerung gebracht, in der die wundervollen Menschen noch wundervoller, die Lumpen noch lumpiger geworden sind“ (ebd.). Mit der Revision seiner ursprünglichen Erwartungen verbindet sich zugleich ihre Radikalisierung zur Vernichtungsphantasie. „Die behagliche Ungestörtheit des Friedens mag es sich leisten können, das Überständiggewordene, innerlich Abgestorbene noch mitzurechnen (...). Mit der Härte und Entschiedenheit, zu der der Krieg unser Dasein ausgehämert hat, verträgt sich dies nicht länger“ (ebd.: 21). In Simmels Liste des innerlich Abgestorbenen, das „ohne Recht an die Zukunft ist: Menschen und Institutionen, Weltanschauungen und Sittlichkeitsbegriffe“, rangieren die überständig gewordenen Menschen an erster Stelle.

Dabei scheint er geahnt zu haben, daß ihm der Krieg diesen Vernichtungswunsch nicht erfüllen würde. Wenn er sich über den „alten mammonistischen Adam“ ereifert, klingt das eher nach einem Fluch, als nach Philosophie. Aber nicht nur gegen den Materialismus der „besitzenden Klassen“ richtet sich sein alttestamentarischer Zorn, sondern auch gegen die große Stadt, in der die Kultur „das Schicksal des babylonischen Turmes ereilt“ (GSG 16: 52), in der das „Transzendentwerden des goldenen Kalbes“ gefeiert wird, gegen Berlin. In Simmels Bildungsreligion ist das moderne Berlin das, was das Rom der Antike der Augustinischen Allegorie nach war (vgl. Dougherty 1986) – das Sündenbabel, die Stadt der Vulgarität und der Geldanbetung, während das Rom der Neuzeit den Platz des biblischen Jerusalems einnimmt.

Berlin, Simmelstraße, März 2001

Simmel konnte Ende 1914 quasi aus dem Stand eine Sinndeutung des Krieges vorlegen, weil er Jahre der seelischen Mobilmachung hinter sich hatte. Man würde ihm Unrecht tun, wenn man die Aufrüstung der „Philosophie des Geldes“ in eine Simmel-spezifische Variante der

deutschen 'Stahlbadphilosophien' für eine Fehldeutung des eigenen Werkes hielte, für eine rückwärtsgewandte Prophetie, die im nachhinein behauptet, es von vornherein so kommen gesehen zu haben. Denn daß die „Pathologie der Kultur“ unweigerlich zum „Ausbruch der Krisis“ führen müsse, „an den die Genesung sich ansetzen kann“ (GSG 16: 40), hat Simmel tatsächlich schon sehr viel früher prophezeit.

„An den Wänden der Berliner Vergnügungsstätten steht das Mene Mene Tekel; Marmor und Gemälde, Gold und Atlas, die sie bekleiden, bemühen sich vergebens, die Schrift zu überdecken, sie dringt durch die ängstliche Pracht hindurch, wie die Zukunft durch die Gegenwart hindurchdringt, und die Magier von heute wissen sie zu deuten“, mit diesen Worten setzt zwei Jahrzehnte vor Verdun „Infelices Possidentes“ ein. Einige Zeilen später fügt Simmel das Orakel hinzu: „Ein furchtbarer Ernst wird nicht nur diesen gleißenden Rausch ablösen...“ (Simmel 1893: 82). Der Magier aus der Friedrichstraße hat den furchtbaren Ernst nicht bloß vorausgeahnt, sondern herbeigesehnt: „Gib uns, o kommende Zeit, gib uns die Ehrfurcht zurück –“, mit dieser Gebetsformel läßt er im Jahr 1900 ein Poem zur Jahrhundertwende ausklingen, um bis in die Interpunktion hinein ein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, das schon im Titel unübersehbar hervorgehoben wird: „Eine Sehnsucht“ (Simmel 1998: 101). Im selben Jahr macht Simmel in der „Philosophie des Geldes“ eine Äußerung, die manchem seiner Interpreten ein Rätsel aufgegeben hat: „Durch die moderne Zeit, insbesondere, wie es scheint, durch die neueste, geht ein Gefühl von Spannung, Erwartung, ungelöstem Drängen – als sollte die Hauptsache erst kommen, das Definitive, der eigentliche Sinn und Zentralpunkt des Lebens und der Dinge“ (GSG 6: 670). Die Textstelle klingt weniger rätselhaft, wenn man einen Satz weiter liest, denn dort erwähnt Simmel das neben dem Geld „schlagendste Beispiel“ für „bloße Vorbereitung, latente Energie, Eventualität“. Gemeint ist das stehende Heer und die „Verneinung seines Zwecks“, Krieg zu führen.

Daß sich Simmel schon in Friedenszeiten insgeheim als Prophet eines bevorstehenden Weltgerichts verstand, ist bei seinen Zeitgenossen nicht unbemerkt geblieben. Nichts anderes will uns zum Beispiel sein Schüler Theodor Lessing zwei Jahre vor Kriegsausbruch mitteilen, wenn er den „kleinen Georg“ inmitten einer halluzinierten „Schmutzwelt großstädtischer Lustorgien“ groß werden läßt und ihn zu einem neuen Messias stilisiert, der dazu berufen ist, die Händler mit der Peitsche aus dem heiligen Tempel zu jagen (siehe Einleitung).²⁰ Dieser Moment der Abrechnung schien für Simmel mit dem Ausbruch des großen Krieges, dem

Anbruch der „großen Zeit“ gekommen zu sein. Was ihm vorher an der „Stadtkultur“ mißfallen hatte, deutet er nun als Degenerationserscheinungen der „Friedenskultur“ (GSG 16: 50). Und aus leisen Aversionen werden jetzt lautstark bekundete Aggressionen.

Warum ist das Verbindende zwischen Simmels Kriegs- und Stadttexten in der Folgezeit so selten wahrgenommen worden? Der parfümierte Nietzscheanismus eines Mannes, der die Verfeinerung des eigenen, „höheren“ Geisteslebens mit der Verachtung aller von ihm als „niedere Menschen“ Klassifizierten verknüpfte; der im Laufe seines Lebens immer ausgeprägtere Antipathien gegen immer mehr Begleitumstände der städtischen Lebensform entwickelte; der als Urbanist (und Modernist) par excellence gilt, obwohl er ein Werk hinterlassen hat, in dem die anti-urbanistischen (und anti-modernistischen) Affekte kaum zu übersehen sind.

Es gibt eine freundliche und eine unfreundliche Erklärung für die gängige Lesart von Simmels Stadttexten, die seinen pechschwarzen Kulturpessimismus allenfalls als Grauschleier wahrnimmt. Die unfreundliche Version lautet, daß auf Simmels eigenen Erfolg dasselbe zutrifft, was er über den des Julius Langbehn geschrieben hat:

Ich meine den Erfolg, dessen das ‘Geistreiche’ rein als solches in weitesten Kreisen sicher ist. Daß die Menschen, denen wir das sachliche Wahre und Tiefe verdanken, auch oft über die geistreiche Form, über frappirende Analogien, über das Zusammenfassen der bunten Erscheinungen in ein treffendes Wort verfügten – das hat die in jedem Sinn verkehrte Meinung erzeugt, als hätten diese formalen Eigenschaften schon den Werth der Wahrheit und Tiefe. Was hierzu beiträgt ist die unermeßliche Anzahl der literarischen Produktionen und die dadurch bedingte Flüchtigkeit des Lesens“ (GSG 1: 242).

Die freundliche Erklärung für die Einseitigkeit der Rezeption läuft darauf hinaus, daß die Texte des Autors so gelesen worden sind, wie er es sich von seinen Lesern gewünscht hat: „Man sollte von einem Buch dankbar aufnehmen, was uns fördert, und an dem andern einfach vorübergehen“ (Simmel 1923: 28).

Die Stadt Berlin hat dem Menschen Simmel, der uns neben etlichem nur der Form nach Geistreichem so viel Tiefsinniges hinterlassen hat, ihren Dank abgestattet, indem sie eine Straße nach ihm benannte.²¹ Hauptverkehrsadern wie die Friedrichstraße und die Leipzigerstraße kamen dafür natürlich nicht in Frage. Aber auch weniger traditionsreiche Straßen wie die

²⁰ Am Schluß des Textes gibt sich Lessing dann selber als Judas zu erkennen, wenn er zu der von Haßliebe beherrschten Einsicht kommt: „Georg Simmels Philosophie ist der Triumph eines rechthaberischen Geistes über eine proteisch zerrinnende Persönlichkeit“ (Lessing 1914: 335).

²¹ Dies geschah am 20. Oktober 1932 unter Umständen, die heute nicht mehr zu rekonstruieren sind, da die entsprechenden Akten des zuständigen Bezirksamtes im Krieg zerstört wurden. Eigenartigerweise ist die Straße nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten nicht wieder umbenannt worden.

Nußbaumallee oder die Lindenallee im noblen Stadtteil Westend, die schon deshalb gut zu Simmel gepaßt hätten, weil er sich dort eine Zeit lang heimisch gefühlt hat, wurden bei der Auswahl nicht berücksichtigt. Die Straße, für die man sich letztlich entschieden hat, ist zwar ebenfalls eine Allee, sie hat jedoch nur 42 Hausnummern und liegt im Norden der Stadt in einem ehemals proletarischen Wohngebiet von Reinickendorf, das der so Geehrte zu Lebzeiten wohl niemals freiwillig betreten hätte. In der Simmelstraße gibt es kein einziges Schaufenster, das eine Abwechslung in die Tristesse der dreistöckigen Mietshäuser bringen würde, nicht einmal einen Kiosk. Die Anwohnerin, die ich nach dem Namensgeber der Straße frage, zuckt ratlos mit den Schultern. Ein Auto fährt vorbei, dann zwitschern wieder die Vögel. Das einzige Großstadtgeräusch, das in regelmäßigen Abständen die Ruhe durchbricht, ist der Lärm der Passagiermaschinen, die auf dem nahegelegenen Flughafen Tegel starten und landen. Die Benennung dieser städtischen Dorfstraße nach dem weltberühmten Professor mag immer noch eine Form der Ehrerbietung sein, doch hat sie zugleich etwas von einer Revanche dafür, daß Simmels ambivalentes Verhältnis zu seiner Heimatstadt eben auch einen gewichtigen Anteil an Abneigung enthielt. Und es wäre ungewöhnlich, wenn sich in dem umfangreichen Werk des Autors kein Zitat finden würde, das zu dieser sublimen Form der Rache paßt: „Das ist die feinste und oft unentrinnbarste Rache von Schicksalsmächten, daß sie uns die Substanz unserer Wünsche zubilligen und sie nur durch ihr Mehr oder Weniger in ihr Gegenteil und ihre Karikatur verkehren“ (Simmel 1998: 45).

Literaturverzeichnis

- Bab, Julius. 1904. Die Berliner Bohème. Großstadt-Dokumente Bd. 2. Berlin/Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger
- Bab, Julius. 1914. Berlin ohne Simmel. In: Die Gegenwart 85 (Nr. 18): S. 283-284
- Bonzon, Thierry und Belinda Davis. 1997. Feeding the Cities. In: Jay Winter und Jean Louis Robert (Hg.): Capital Cities at War: Paris, London, Berlin, 1914-1919 (S. 305-341). Cambridge: Cambridge University Press
- Devereux, Georges. 1984. Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Dougherty, James. 1986. Exiles in the Earthly City: The Heritage of St. Augustine. In: Peter S. Hawkins (Hg.): Civitas. Religious Interpretations of the City (S. 105-122). Atlanta: Scholars Press
- Edel, Edmund. 1908. Neu-Berlin. Großstadt-Dokumente Bd. 50. Berlin/Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger

- Fischer, Claude S. 1975. Toward a Subcultural Theory of Urbanism. In: American Journal of Sociology 80 (May): S. 1319-1341
- Gassen, Kurt und Michael Landmann (Hg.). 1958. Buch des Dankes an Georg Simmel. Berlin: Duncker & Humblot
- Glatzer, Dieter und Ruth Glatzer. 1983. Berliner Leben 1914-1918. Berlin: Rütten & Loening
- Hoppe, Ralph. 1999. Die Friedrichstrasse: Pflaster der Extreme. Berlin: Be.Bra Verlag
- Jazbinsek, Dietmar, Bernward Joerges and Ralf Thies. 2001. The Berlin „Großstadt-Dokumente“: A forgotten precursor of the Chicago School of Sociology. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Discussion Paper FS II 01-502
- Joas, Hans. 1989. Die Klassiker der Soziologie und der Erste Weltkrieg. In: Hans Joas und Helmut Steiner (Hg.): Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie: Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften (S. 179-210). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Jonas, Stéphane. 1995. La métropolisation de la société dans l'oeuvre de Georg Simmel. In: Jean Rémy (Hg.): Georg Simmel: Ville et modernité (S. 51-59). Paris: Editions L'Harmattan
- Köhnke, Klaus Christian. 1996. Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Lessing, Theodor. 1914. Philosophie als Tat. Erster Teil. Göttingen: Otto Hapke Verlag
- Mühsam, Erich. 1984. In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein: Briefe 1900-1934. Vaduz: Topos
- Ostwald, Hans. 1904. Dunkle Winkel in Berlin. Großstadt-Dokumente Bd. 1. Berlin/Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger
- Papcke, Sven. 1985. Dienst am Sieg: Die Sozialwissenschaften im Ersten Weltkrieg. In: ders., Vernunft und Chaos. Essays zur sozialen Ideengeschichte (S. 125-142). Frankfurt/M.: Fischer
- Park, Robert E. und Ernest W. Burgess. 1924. Introduction to the science of sociology. Chicago: Chicago University Press
- Rammstedt, Otthein. 1993. Simmels Philosophie des Geldes. In: Jeff Kintzelé und Peter Schneider (Hg.): Georg Simmels Philosophie des Geldes (S. 13-46). Frankfurt/M.: Hain
- Rickert, Heinrich. 1920. Die Philosophie des Lebens. Tübingen: Mohr
- Simmel, Eugen. 1880. Spaziergänge in den Alpen. Leipzig: A. G. Liebeskind
- Simmel, Georg (Pseudonym Paul Liesegang). 1893. Infelices possidentes! In: Die Zukunft. 8. April 1893: S. 82-84
- Simmel, Georg. 1914. Deutschlands innere Wandlung (Rede). Straßburg: Karl F. Trübner
- Simmel, Georg. 1915. Die Umwertung der Werte. Ein Wort an die Wohlhabenden. Frankfurter Zeitung. 5. März 1915
- Simmel, Georg. 1917. Eine Fastenpredigt. Von dem Opfer der Wohlhabenden. Frankfurter Zeitung. 18. März 1917
- Simmel, Georg. 1923. Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlaß. München: Drei Masken
- Simmel, Georg. 1990. Gerhart Hauptmanns „Weber“ (Orig. 1892). In: ders., Vom Wesen der Moderne (S. 163-166). Hamburg: Junius Verlag

- Simmel, Georg. 1998. Berliner Gewerbe-Ausstellung (Orig. 1896). In: ders., Soziologische Ästhetik (S. 71-75). Bodenheim: Philo
- Simmel, Georg. 1998. Rache (Orig. 1902). In: ders., Momentbilder sub specie aeternitatis. Philosophische Miniaturen (S. 44-45). Heidelberg: Manutius
- Simmel, Georg. 1998. Sehnsucht (Orig. 1900). In: ders., Momentbilder sub specie aeternitatis. Philosophische Miniaturen (S. 101). Heidelberg: Manutius
- Simmel, Georg. Georg Simmel Gesamtausgabe, Frankfurt/M.: Suhrkamp (= GSG) 1 (1999): S. 232-243. „Rembrandt als Erzieher“ (Orig. 1890)
- Simmel, Georg. GSG 5 (1992): S. 91-95. Alpenreisen (Orig. 1895)
- Simmel, Georg. GSG 5 (1992): S. 197-214. Soziologische Ästhetik (Orig. 1896)
- Simmel, Georg. GSG 5 (1992): S. 301-310. Rom. Eine ästhetische Analyse (Orig. 1898)
- Simmel, Georg. GSG 6 (1989) Philosophie des Geldes (Orig. 1900)
- Simmel, Georg. GSG 7 (1995): S. 116-131. Die Großstädte und das Geistesleben (Orig. 1903)
- Simmel, Georg. GSG 8 (1993): S. 69-73. Florenz (Orig. 1906)
- Simmel, Georg. GSG 8 (1993): S. 276-292. Soziologie der Sinne (Orig. 1907)
- Simmel, Georg. GSG 13 (2000): S. 117-122. Geld und Nahrung. (Orig. 1915)
- Simmel, Georg. GSG 14 (1996): S. 296-303. Die Alpen (Orig. 1918)
- Simmel, Georg. GSG 16 (1999): S. 13-29. Deutschlands innere Wandlung (Buchfassung) (Orig. 1917)
- Simmel, Georg. GSG 16 (1999): S. 30-36. Die Dialektik des deutschen Geistes (Orig. 1917)
- Simmel, Georg. GSG 16 (1999): S. 37-53. Die Krisis der Kultur (Orig. 1917)
- Simmel, Hans. 1976. Auszüge aus den Lebenserinnerungen. In: Hannes Böhringer und Karlfried Gründer (Hg.): Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel (S. 247-268). Frankfurt/M.: Klostermann
- Stremmel, Ralf. 1992. Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Bonn: Bouvier
- Südekum, Albert. 1908. Großstädtisches Wohnungselend. Großstadt-Dokumente Bd. 45. Berlin/Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger
- Thiel, Paul. 1986. Berlin präsentiert sich der Welt. Die Treptower Gewerbeausstellung 1896. In: Jochen Boberg, Tilman Fichter und Eckhart Gillen (Hg.): Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert (S. 16-27). München: C. H. Beck
- Thies, Ralf und Dietmar Jazbinsek. 1999. Berlin – das europäische Chicago. Über ein Leitmotiv der Amerikanisierungsdebatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Clemens Zimmermann und Jürgen Reulecke (Hg.): Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? (S. 53-94). Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser
- Wirth, Louis. 1925. A bibliography of the urban community. In: Robert E. Park, Ernest W. Burgess und Roderick D. McKenzie (Hg.): The City (S. 161-229). Chicago: University of Chicago Press
- Wolfe, Tom. 1972. Radical Chic und Mau Mau bei der Wohlfahrtsbehörde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Quelle der umseitigen Abbildung: Arena, Hg. 1907/08